



SICHTBAR – Der Podcast

Folge 12: „Allen war schnell klar: Blind ist nicht gleich blöd!“ – ein Gespräch mit dem blinden Lehrer Christof Müller –

Christof Müller arbeitet als Lehrer an einem Marburger Gymnasium. In dem Gespräch mit „Sichtbar – der Podcast“ redet er über die Geschichte seiner Familie und über das, was sich im Leben blinder Menschen in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Außerdem erzählt er, wie er trotz aller Widerstände heute als Lehrer arbeitet und wie sein Glaube ihm dabei geholfen hat.

Constantin Sträter: Herzlich Willkommen zu einer neuen Folge von „Sichtbar – Der Podcast“ in Kooperation mit dzb lesen. Mein Name ist Constantin Sträter und mein heutiger Gast heißt Christof Müller. Christof Müller ist Lehrer an einem staatlichen Gymnasium in Hessen. Herr Müller ist blind, ebenso wie sein Bruder und seine beiden Eltern. Über die Geschichte der Familie ist 2019 ein Buch erschienen, geschrieben von Jutta Hajek, mit dem Titel „Siehst du die Grenzen nicht, können sie dich nicht aufhalten. Eine blinde Familie beweist, dass man jedes Hindernis überwinden kann.“ Was bedeutete es in der damaligen Zeit, vor allem im 3.Reich, sehbehindert zu sein? Wie unterscheidet sich der Umgang mit Blinden damals und heute? Und wie unterrichtet Herr Müller heute an einem Gymnasium? Darüber möchte ich heute mit ihm sprechen.

Herr Müller, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen und herzlich Willkommen noch einmal mit offenem Mikrofon!

Christof Müller: Hallo zusammen!

Sträter: Ich möchte gerne über die Geschichte Ihrer Familie sprechen und gleich auch mit Ihren Eltern beginnen, aber noch kurz zu der Entwicklung, wie es zu dieser Podcast-Folge kam. Ich wollte eigentlich gerne einen Lehrer sprechen und bin dann über Recherchen auf Sie gekommen, und Sie hatten mir dann erst von diesem Buch erzählt und ich habe dann

gemerkt, was für eine spannende Familiengeschichte bei Ihnen eigentlich dahintersteckt; deswegen reden wir später noch über Ihren Beruf, aber wollen vor allem über die Familiengeschichte sprechen. Das Buch ist ja so aufgebaut, dass zuerst die Geschichte Ihrer Mutter erzählt wird, auch aus der Perspektive Ihrer Mutter, dann wird die Geschichte aus der Perspektive Ihres Bruders erzählt und dann kommen Sie zu Wort; Ihr Vater kommt nicht zu Wort, weil er 1986 oder 1987 verstorben ist, aber wir wollen auch ihn nicht zu kurz kommen lassen und ich würde Sie mal bitten, dass Sie uns mitnehmen in die Zeit, in der Ihre Eltern geboren sind. Wann sind Ihre Eltern geboren und in welcher Gegend und in welche Umstände sind sie hineingeboren worden?

Müller: Mein Vater ist im Februar 1937 geboren; er ist in Bad Merkentheim/Löffelsteltzen geboren. Bad Merkentheim ist so 50km von Würzburg entfernt, gehört zu Baden-Württemberg, liegt aber an der fränkischen Grenze. Er war Kind in einer Bauernfamilie, sein Vater war Bauer, er hatte eine ältere Schwester und eine jüngere Schwester und zwei jüngere Brüder, wobei ein Bruder von ihm ebenfalls blind ist.

Meine Mutter ist im Dezember 1937 geboren; ihr Vater ist von Beruf Schneider gewesen, meine Oma, die war Hausfrau und die Familienverhältnisse waren so, dass meine Oma bei ihrer Schwester mit ihm Haus wohnte, also das Haus war von der älteren Schwester übernommen worden mit ihrem Mann, und die hatten vier Kinder, und meine Großmutter hatten eine Küche, eine Stube, vier Kinder; also mütterlicherseits komme ich aus sehr einfachen, beengten Verhältnissen, weil meine Großmutter mütterlicherseits kein Eigentum hatte.

Sträter: Was hat das für Ihre Großeltern und die Familie bedeutet, dass der Nachwuchs sehbehindert ist?

Müller: Es war natürlich eine Sache, mit der man nicht gerechnet hat, mit der man erstmal konfrontiert war, und das in dieser Zeit des Nationalsozialismus. Ich kann es besser über meine Mutter sagen, weil auch meine Großmutter mit mir im Haus lebte, da weiß ich einfach mehr.

Ich muss sagen: Von beiden Eltern komme ich aus gutkatholischem Haus, also aus einem christlich geprägten Milieu, und es ist klar, in einem christlich geprägten Milieu gibt es immer auch eine Vorliebe zum Armen und zum Schwachen, und das ist eben auch eine Sache, die Behinderung wurde so angenommen, man hat sich nicht darüber gefreut, aber es war mehr das arme Kind im Vordergrund stehen; man musste gucken, wie man sich damit arrangiert und damit umgeht. Und meiner Großmutter, die sich immer als sehr unpolitisch bezeichnet hat, war es klar, dass die Zeit des Nationalsozialismus nicht ungefährlich ist, deswegen hat man auch meiner Mutter gesagt – sie war ja nicht total blind, sondern sehbehindert, da wurde ihr schon im Kindesalter gesagt: Du darfst nicht sagen, dass du schlecht siehst. Insofern hat sie schon darauf geachtet, dass sie vorsichtig ist und mit keinem Fremden geht, also das war auch schon eine Sache, weil man wusste: Das ist gefährlich! Ihr Cousin war Stotterer, da hat man auch eine gewisse Gefahr gesehen. Es war klar, dass man diese Kinder schützen muss und das man vorsichtig damit umgeht. Das war auch den Kindern klar, aber

ansonsten sind sie natürlich aufgewachsen. Bei meinem Vater war es ein bisschen anders, da man sich ein bisschen geschämt hat für ein blindes Kind, man wollte nicht, dass das so nach außen dringt, da war die Verwandtschaft viel Größer, da konnte, da die Verwandtschaft eng zusammengehalten hat, viel mehr aufgefangen werden, da sollte nicht so viel nach außen dringen, so dass auch mein Vater, obwohl er später immer mit Blindenstock gegangen ist, wenn er in seiner Heimat war und nicht von uns geführt werden konnte, ist er lieber ohne Stock, weil er den Weg auch gut kannte, in die Kirche gegangen, nur um nicht aufzufallen.

Sträter: Das war die Familie, aber wie war es im Umfeld? Sind Ihre Eltern auf normalstaatliche Schulen gegangen und wie hat das Umfeld da auf sie reagiert?

Müller: Wir kamen, wie gesagt, aus einem katholischen Milieu, bei meinem Vater war es so, dass er in die normale Grundschule eingeschult wurde und es hatte sich schnell herausgestellt, dass er dort Schwierigkeiten kriegt, und er ist mit 12 Jahren 1949 in die Blindenschule nach Würzburg gekommen, da hat ihm sein Cousin die Kontakte organisiert. Meine Mutter, als die Einschulung kam, das war 1943 oder 1944, relativ dicht vor Kriegsende, da war klar, wir nehmen das Kind, setzen es in die erste Reihe und gucken, dass das Kind normal beschult werden kann. Meine Mutter ist normal in die Schule gegangen, inklusiv beschult worden, sie war ein intelligentes Mädchen und sie war fähig, das hat man auch gesehen, sie konnte auch andere unterstützen und ihnen helfen, und dann war das seitens der Schule weniger ein Problem.

Sträter: Hätte der Lehrer es melden müssen, wenn er herausgefunden hätte, wie schlecht Ihre Mutter sieht, hat er es gewusst und hat er es verschwiegen; oder hat Ihre Mutter gut gespielt?

Müller: Er hat es gewusst und er hat es verschwiegen; die Lehrer waren damals in der katholischen Kirche sehr verankert, sie waren meistens die Organisten und es war klar, er hat es gewusst, ihm war klar, dass er es eben nicht sagt.

Sträter: Auch das sonstige Schulpersonal oder Mitschüler? Ihre Eltern waren ja auf die dauerhafte Solidarität der anderen angewiesen?

Müller: Ja, also damals war es noch so, dass ein Lehrer acht Klassen in der Dorfschule hatte, er hatte ja alle Schüler, es gab dann noch einen Hilfslehrer, aber erst später, da wurde in 1.-4. und 5.-8.Klasse geteilt, oder für Handarbeit gab es nochmal Hilfslehrer, aber sonst gab es nur einen Lehrer auf Dorfschulen.

Sträter: Da versteht man die Struktur, ich stelle mir das in heutigen Schulprinzipien vor, aber das ist natürlich damals anders gelaufen. Aber auch der Alltag muss doch für Ihre Eltern ganz anders gewesen sein als für Sie später; im 3.Reich war es nochmal extra gefährlich, aber es gab Themen wie Inklusion oder der Umgang mit Menschen mit Sehbehinderung noch nicht? Oder war es in Ihrem Umfeld eher ein Thema?

Müller: Mit den heutigen Begriffen ist es kein Thema gewesen, das ist richtig. Aber es hat trotzdem etwas gegeben, was der Inklusion sehr nah kommt, meine Eltern wurden im Prinzip inklusiv beschult. Sie ist mit lauter Sehenden beschult worden, es gab die Rücksichtnahme, und da sich ein Lehrer nicht um alle gleichzeitig kümmern konnte, und wenn die 1. und 2. Klässler eine Arbeit bekommen haben, dann mussten sich die 2. Klässler mit um die 1. Klässler kümmern, es war ja ein ganz anderes Schülersolidarprinzip, die pädagogischen Konzepte waren sicherlich andere, aber deswegen nicht unmodern, vieles von dem, wie es früher gewesen ist, wird ja teilweise auch heute wieder aufgegriffen, wenn man über Schülermentoren spricht und so, das haben wir ja heute auf dem Gymnasium auch, dass die 10. Klässler die 5. Klässler mit betreuen; man hat das damals halt nicht großartig pädagogisch reflektiert.

Sträter: Ist ja ein ungewöhnlicher Blick auf die Geschichte, man hat ja das Gefühl, dass diese Themen mehr und mehr im Vordergrund stehen, aber sie waren aufgrund dieser engen Bekanntschaft der Leute einfach in den Alltag integriert.

Müller: Ja, es hing natürlich viel davon ab, es war ja schnell klar, dass blind nicht gleich blöd ist, meine Mutter war eine gute Schülerin, sie war intelligent und konnte anderen helfen, sie brauchte nicht nur Hilfe, sondern konnte auch etwas zurückgeben. Sie war mittendrin, und sie war nicht ganz blind, sie hatte einen Sehrest, sie konnte ja auch noch Fahrrad fahren, sie hatte einen Sehfehler, und das ganze Ausmaß wurde nicht erkannt, sie hatte halt eine Sehschwäche, aber sie konnte vieles und dann ist das nicht so aufgefallen.

Sträter: Was ist das für eine Krankheit gewesen? Warum sind Ihre Eltern sehbehindert

Müller: Meine Eltern haben eine Netzhauterkrankung, das wurde aber so direkt nicht kennengelernt. Als sich meine Eltern kennengelernt haben, da hieß es, sie hätten zwei verschiedene Augenkrankheit, sie haben auch gefragt ob wir blind werden können, die Ärzte haben gesagt: Nein, wir würden wahrscheinlich sehen; und als mein Bruder und ich dann doch nicht sehen konnten, da hieß es dann, dass meine Mutter sich von meinem Vater angesteckt hätte. Das war Blödsinn, die Ärzte wussten viel zu wenig, daran kann man sehen, dass diese Wissenschaftsgläubigkeit, das habe ich schon sehr früh gesehen, Wissenschaft ist gar nicht so objektiv und weiß nicht so viel wie sie sich immer einbildet zu wissen, letztlich sind es auch nur Annahmen und Hypothesen, die durch neuere Erkenntnisse auch wiederholt werden, und ich sehe sehr genau den Unterschied zwischen meinem Bruder und mir, wie wir dieselbe Augenkrankheit hatten. Um das zu erklären: Mein Bruder hat in der Augenmitte sehr scharf gesehen, am Augenrand sehr schlecht, und bei mir war es genau umgekehrt. Aber offiziell hatten wir dieselbe Augenkrankheit.

Sträter: Aber war es früher so, dass die Politik im 3. Reich so ausgerichtet war, dass klar war, dass Ihre Eltern in den Fokus geraten, oder war das nur eine ungefähre Gefahr?

Müller: Natürlich hat es hier im Dorf jeder gewusst, dass meine Mutter eine Sehschwäche hatte; da kam es zu der einen Aktion, die auch im Buch am Anfang geschildert wurde, es gab

jemanden, der angezeigt hat, dass da ein blindes Kind ist, deshalb kamen auch Leute von der Gestapo, die meine Mutter geholt und sich informiert haben, und wo sich einen halben Tag versteckt hat, damit sie nicht gefunden wird, und man hat auch herausgefunden wer es angezeigt hat, wer der Denunziant gewesen ist, und ich habe den später persönlich kennengelernt.

Sträter: Haben Sie darüber mal mit ihm gesprochen?

Müller: Nie. Ich war damals ein Kind, der Mann ist mittlerweile schon längst gestorben, irgendwann wurde er mir aber mal gezeigt.

Sträter: Können Sie uns die Umstände der Flucht nochmal kurz schildern? Also es gab eine Anzeige.

Müller: Meine Mutter war mit anderen Kindern am Spielen, auf einmal kam die Gestapo an das Haus und haben an die Haustür geklopft, da kam meine Großtante raus und hat gefragt, was sie wollen. Da haben die gesagt: Hier ist ein blindes Kind! Das hat meine Mutter mitbekommen, und da sie gewusst hat, wie gefährlich das ist, ist sie auf und davon gelaufen, und als meine Großmutter gesehen hat, dass meine Mutter davon gelaufen ist, hat sie gesagt: Was, ein blindes Kind!? Wenn Sie hier ein blindes Kind finden, dann können Sie es ruhig mitnehmen! Da haben sie dann unter den spielenden Kindern kein blindes Kind gefunden, denn meine Mama war weg.

Meine Mutter hat sich in den Himbeeren versteckt, in den Dornen, irgendwann kam dann ihre ältere Schwester sie suchen, und als sie sich zu erkennen gegeben hat und meinte, dass die Kinder weg sind, dann ist sie rausgekommen. Die hatte sich mitten in den Dornen versteckt, so dass ihre Schwester sie auch nicht gefunden hatte.

Sträter: Wie war die Zeit danach? Da hat man ja die Gefahr noch stärker gespürt?

Müller: Ja, also sie war sehr vorsichtig; als mein Großvater auf Heimaturlaub war, da hat meine Mutter ihn nicht gleich erkannt, da meinte sie, du musst mir doch zeigen, wo die Oma wohnt, und wenn du das nicht weißt, dann bist du auch nicht mein Vater, und ist auch wieder davon. Es war klar, dass sie vorsichtig sein und die Leute kennenlernen muss.

Sträter: Als 1945 die Zeit des Nationalsozialismus vorbei war, gab es da ein Aufatmen, dass da die Gefahr nicht mehr besteht?

Müller: Das war wohl so gar nicht der Fall, weil die Leute kannten sie ja sonst im Dorf, zunächst war mein Großvater weg und meine Mutter hatte keine Einnahmen, hat im Prinzip zwei Jahre kein Geld bekommen; da hat die bittere Armut eingezogen, das war eine ganz schwierige Zeit, bis mein Großvater aus Großbritannien die ersten Päckchen schicken konnte. Die Alltagsorgen nach Kriegsende waren andere.

Es wurde besser, als mein Großvater wieder zurück kam nach 1949.

Sträter: Wie sind denn die Jahre danach verlaufen, was haben Ihre Eltern in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg gemacht?

Müller: Mein Vater ist in der Blindenschule gewesen ab 1949, der hat dann Korbmacher gelernt, ist dann in die Blindenwerkstatt nach Heilbronn gegangen, weil er da ganz wenig verdient hat, ist er dann in eine Schuhfabrik gegangen, wo er Schuhbänder eingeschnürt hat, das war zwar eine weniger produktive Tätigkeit, weil das Industriearbeit war, sehr stupide, aber er hat damit mehr Geld verdient.

Meine Mutter ist, nachdem sie hier mit der Volksschule fertig war nach den 8 Jahren, da ist sie nach Frankfurt an die Blindenanstalt gegangen und hat dort die Blindenschrift gelernt und hat eine Ausbildung gemacht und ist Stenotypistin geworden, da hat sie sehr gut bestanden und ist in den Kaufhof gegangen, da wurde ihr schnelle eine ganze Abteilung unterstellt, da hat sie dann sogar einen führenden Posten, sie hatte einen Handelsschulabschluss, ist dann in die Farbwerke Höchst gewechselt, das ist ein Chemiebetrieb, die zunächst nach dem Krieg keine Blinden einstellen wollte wegen der Gefahren, wenn dann ein Chemieunfall wäre, das hat sich mit der Zeit gelockert, dann ist meine Mutter in die Farbwerke gewechselt, in ein Großraumbüro, und als sie dann meinen Vater kennengelernt hat, da hat sie ihn in der Farbwerke Höchst in der Buchbinderei einen Job verschafft, offiziell hieß es Chemiewerke, aber er war in der Buchbinderei tätig und hat Blätter eincouvertiert, gefalzt, solche einfachen Tätigkeiten ausgeübt.

Sträter: Wie haben sich Ihre Eltern kennengelernt?

Müller: 1963 war in Konstanz ein Kongress der katholischen Blindenvereinigung, meine Mutter ist dort vom Bistum Limburg gewesen, um einen Artikel zu schreiben, und mein Vater ist vom Bistum Rottenburg/Freiburg dort gewesen und hatte den Auftrag, einen Artikel zu schreiben, dort haben sie sich das erste Mal kennengelernt, wieder aus den Augen verloren, und dann hat meine Mutter einmal eine Anzeige gelesen, dass ein blinder, religiöser Mann eine Frau sucht, und sie war in Feierlaune, nicht betrunken, aber gut drauf, und dann hat sie auf diese Anzeige reagiert und hat auch nicht das beste Papier verwendet, und durch die Rückantwort wurde ihr deutlich, wer dieser Mann war und er hat sie wiedererkannt, dass sie sich in Konstanz ja schon kennengelernt und eigentlich gut verstanden haben, und so ist es eigentlich entstanden.

Sträter: Dann kamen Sie und Ihr Bruder 1966 und 1967 zur Welt. War das ein Thema, weil Ihre Eltern die Sehkrankheit hatten, war das ein Thema, ob das bei Ihnen auch so sein könnte?

Müller: Meine Eltern wollten von Anfang an Kinder, das war klar, auch gerne mehr als zwei Kinder hätten sie gehabt. Sie haben sich vorher erkundigt, ob sie die Augenkrankheit haben würden, die Ärzte haben gesagt: Nein. Meine Oma lebte im Haus, und nach vier Wochen bei meinem Bruder sagte sie: Mariechen, das fängt an wie bei dir, der Junge sieht nicht richtig. Und da lag sie auch vollkommen richtig, als sich das bei meinem Bruder herausstellte, war ich

schon unterwegs, und als sich herausgestellt hat, dass mein Bruder UND ich augenkrank sind, da haben meine Eltern gesagt, zwei Kinder, um die wollen wir uns entsprechend kümmern, sonst wären es vielleicht noch mehr Geschwister geworden.

Sträter: Hatten Sie externe Hilfe oder haben Sie das zu viert bewerkstelligt?

Müller: Wir haben das zu viert bewerkstelligt; für meinen Bruder und mich war es leichter, weil wir in eine Selbstverständlichkeit hineingeboren wurden. Ich muss meiner Großmutter mütterlicherseits ein großes Lob aussprechen, denn sie hat etwas fertig bekommen, was nicht viele schaffen, meine Mama war eine durchsetzungsfähige Person und meine Oma war eine schüchternere und zurückhaltendere Person, und wenn meine Mutter ihre Mutter als Begleitung mitgenommen wird, und wenn meine Oma angesprochen wurde, da meinte sie: Ihre Ansprechpartnerin ist meine Tochter, die kann selbst reden, die hat sich selbst eigentlich zurückgenommen. Auch bei den Hausaufgaben, wenn sie gefragt wurde, kannst du mal über Christofs Hausaufgaben rüber gucken, da hat sie das gemacht, aber ansonsten hat sie sich zurückgehalten, es war klar, die Erziehung war die Sache meiner Mutter, sie hat sich rausgehalten, war aber da, wenn man sie gebraucht hat.

Für meinen Bruder und mich war vieles normal und selbstverständlich, weil meine Eltern die gleichen Probleme hatten, und dadurch, dass wir als Kinder einen Sehrest hatten und der dem des Vaters sehr überlegen war, hat uns das auch viel gebracht, ich hatte von meinem Vater die sehr gute Orientierung, der Bruder Stefan hat am besten gesehen, und wenn wir in den Urlaub gefahren sind, dann mussten wir die Wege suchen: Mein Bruder hat die Schilder gelesen und ich habe gesagt, so und so muss es gehen.

Wir hatten so gesehen sehr früh viel Verantwortung haben das gut nutzen können, auch viel für unsere Selbstständigkeit.

Sträter: Haben Sie denn die Sehbehinderung anders erlebt als die Eltern; im Buch wird erwähnt, dass ihre Mutter viel anpassungsfähiger war, weil sie aufpassen musste, dass sie nicht auffallen durfte. Sie hat Ihnen und Ihrem Bruder ja auch beigebracht: Die Leute unbedingt angucken, dann fällt nicht so auf, dass für euch Augenkontakt nicht so wichtig ist. Haben Sie da oft Vergleiche angestellt, damals war es so, heute ist es so?

Müller: Ich habe die Unterschiede erst später, bei meinem Pädagogikstudium, reflektiert. Als Kind und Jugendlicher noch nicht. Ich muss aber zurückweisen: Meine Mutter hat gesagt, dass man sich für das bessere Zurechtkommen im Leben normal verhalten sollte, nicht wegen auffallen; es gehört sich, den Gegenüber anzugucken! Auch wenn du ihn nicht siehst, gib dir einfach Mühe. Es war auch klar, wenn wir eine Stelle haben möchten: Warum soll jemand einen Blinden einstellen, wenn ein Sehender, mit dem er keine Schwierigkeiten hat, das gleiche leisten kann? Es war klar: Wir als Blinde müssen mindestens genauso gut sein wie unsere Umwelt; wir müssen möglichst qualitativ besser sein, dass man sagt: Wer so eine gute Qualität liefert, wir nehmen das Handicap und die damit verbundenen Umstände in Kauf. Wir kriegen keine Sonderbehandlung.

Sträter: Das klingt nach sehr viel Druck und Verantwortung.

Müller: Ich habe es nie als Druck empfunden, sondern ich habe es als hilfreich empfunden, dass wir nicht bemitleidet wurden, wir waren Menschen wie andere auch. Die Menschen werden uns später auch nicht mit Samthandschuhen anfassen. Ich bin, wie meine Eltern früher auch, ehrenamtlich engagiert, ich muss der Gesellschaft auch etwas zurückgeben, die Gesellschaft leistet viel für mich, auch mit dem Blindengeld und solchen Sachen, gibt mir Dinge, die mir dieses Leben ermöglichen, und ich habe eine moralische Verpflichtung, der Gesellschaft im Rahmen meiner Fähigkeiten zurückzugeben.

Sträter: Was haben ihr Bruder und sie beruflich gemacht, wie haben Sie die Schule absolviert?

Müller: Wir waren zunächst in Frankfurt an der Sehbehindertenschule, es war klar von meinem Sehrest her, dass ich da nicht übermäßig lang bleiben darf, dafür habe ich zu schlecht gesehen, aber meine Eltern wollten mich mit 6 Jahren noch nicht ins Internat geben, es war zu früh, und da ich ein guter Schüler war, hieß es dann, ich soll nach der Grundschule weg, und da hätte ich dann nach Friedberg an die Blindenschule gemusst, und das war meiner Mutter immer noch zu weit weg, und kann er nicht die Realschule noch 5. und 6.Klasse machen, bevor wir dann auf in Marburg auf die BLISTA gehen, dass damals das einzige Gymnasium für Blinde war. Und nach der 6.Klasse war es meiner Mutter immer noch zu jung, da habe ich noch die 7.Klasse gemacht in der Realschule, so dass wenn wir uns an die neuen Verhältnisse des Internats gewöhnen müssen, das da der Stoff nicht auch noch alles neu kommt, und dann sind wir von der 7.Realschuleklasse in die 7.Klasse in Marburg gewechselt, haben dort unser Abitur gemacht, mein Bruder und ich waren immer im selben Jahrgang, wir haben uns auch immer sehr, sehr gut verstanden, ich habe auch gesagt: Mein Bruder ist nicht nur mein Bruder, sondern auch mein bester Freund. Und wir haben sehr vieles zusammengemacht, und in unserer Jugend wurden wir oft als Einheit gesehen, dass waren die Müller-Brüder, man hat wenig zwischen uns unterschieden und kaum wer hat gemerkt, wie sich unsere Wege allmählich getrennt haben, das war am Ende der Schullaufbahn ersichtlich, aber das haben nur ganz, ganz wenige mitbekommen. Mein Bruder hat dann Theologie begonnen zu studieren, in St.Georgen als Priesterkandidat für das Bistum Limburg, das war keine einfache Sache, er ist mittlerweile katholischer Priester geworden, und auch für mich war klar, ich will Theologie studieren. Ich hatte aber nicht so die Vorstellung davon, ich habe es aus Interesse als gläubiger Mensch gemacht, und als ich auf die Uni gekommen bin bin ich erst einmal zur Beratung und sie haben mich gefragt, welchen Studiengang ich in Theologie studieren will, Magister oder Lehramt? Ich fragte: Was kann ich denn mit einem Magister machen? Das konnten sie mir nicht sagen, da habe ich dann Lehramt studiert. Welches Lehramt, haben Sie gefragt, da meinte ich: Gymnasial. Und beim zweiten Fach habe ich spontan ohne nachdenken „Geschichte“ gesagt.

Sträter: Warum sind Sie an einer staatlichen Schule im Gegensatz zu vielen anderen blinden Lehrern?

Müller: Ich habe die Gymnasiallehrerlaufbahn eingeschlagen und es gibt in Deutschland nur ein einziges Gymnasium für Blinde; das ist die Karl-Strehl-Schule, Deutsche Blinden- und Studienanstalt Marburg. Es wäre absurd nur auf eine Schule hin zu studieren; natürlich habe ich mich nach der Uni auch in Marburg beworben, aber eine Absage bekommen. Für mich war klar, dass ich auf eine einzige Schule hin zu studieren.

Als es bei der Einführungsveranstaltung der Uni bei Pädagogik mal hieß: Es gibt eh zu viele Lehrer, Sie bekommen eh keine Stelle, da habe ich gedacht, wenn ich von vornherein mit der Einstellung rangehe: Okay, ich habe eh keine Chance; ich studier es jetzt erst einmal, dann habe ich erstmal begonnen zu studieren, ich habe mich nicht abschrecken lassen, auch nicht in Pädagogik, als man mir einen schriftlichen Brief geschrieben hat, den ich lange aufgehoben habe, dass ich als Blinder doch bitte nicht erscheinen solle. Das ist mir nur in Pädagogik passiert. Ich habe mich davon nicht abschrecken lassen, ich habe gedacht: Als Blinder hat man es immer schwer, ich probiere es jetzt einfach mal. Das hat auch mit meiner religiösen Grundhaltung zu tun: Ich habe auf Gott vertraut, dass Gott, wenn ich mich anstrengte, schon helfen und mir einen Weg aufzeigen wird, ich habe die Erfahrung immer gemacht, in schier ausweglosen Situationen kam immer irgendwo Hilfe her, das hat mich geprägt, dieses Grundvertrauen Menschen gegenüber, und wenn da mal was nicht gut läuft und sich nicht alle richtig verhalten, das passiert nicht, weil sie den blinden Lehrer ausnutzen wollen, sondern die haben keine Lust auf das Fach, das hat mit meiner Blindheit nichts zu tun, ich habe nicht alles persönlich genommen, sondern es sind Punkte, wo man sagen kann, okay, es gibt andere Gründe, und wenn Menschen merken, dass man ihnen eine Chance gibt, und wenn Menschen mehr Verantwortung bekommen, gerade wenn ich nicht mit den Röntgenaugen blicke, wenn die Jugendlichen, die sonst eher überwacht werden oder denen man sonst wenig zutraut, mal merken, dass sie selbst Verantwortung übernehmen können, das ist für Jugendliche eine große Chance. Es ist sicher für sie eine Überforderung, wenn sie das den ganzen Tag haben müssten, aber in meinen beiden Stunden an zwei Tagen der Woche kriegen sie das gut hin und können produktiv damit umgehen und können daran auch wachsen.

Sträter: Wir könnten ein ganz eigenes Gespräch über Ihr Lehrerein führen, aber nehmen Sie uns doch kurz mit, wie funktionieren manche Dinge bei ihnen, zum Beispiel das Klausurenkorrigieren oder mit dem melden der Schüler?

Müller: Eins war mir wichtig: Ich bin der Ansprechpartner. Ich lehne Assistenz im Unterricht, den viele andere blinde Lehrer nehmen, ab, damit ich der Ansprechpartner bin. Die Meldeordnung hat jede Stunde ein anderer Schüler, das wechselt nach der Sitzordnung oder dem Alphabet. Ich kann ja auch Schüler einfach so rannehmen und mit einbinden. Bei den Klausuren ist dann Assistenz dabei, und ich brauche die Assistenz vor und nach den Stunden vor allem, auch das Zugänglichmachen von Büchern oder Bildern, da brauche ich meine Assistenz, aber nicht während des Unterrichts, damit Schüler ihren geschützten Rahmen haben. So gilt dann auch, wenn die Schüler was besprechen möchten, das Vier-Augen-Prinzip und nicht das Sechs-Augen-Prinzip.

Sträter: Ich habe zwei Fragen zum Abschluss. Die erste Frage: Ich bin in das Nachdenken gekommen, als Sie von der Schulzeit Ihrer Mutter erzählt haben, weil ich immer dachte, dass immer mehr Rücksicht genommen wird auf die Belange von Blinden zum Beispiel, was man an Geräuschampeln oder ähnlichem sieht. Aber Sie haben ja auch geschildert, wie leicht Ihre Mutter im Dorf aufgenommen wurde, ganz ohne theoretische Hintergründe. Könnten Sie sagen, ob der Alltag für Sie und Ihre Mutter sich in den letzten Jahren oder Jahrzehnten stark verändert hat und was vielleicht besser oder schlechter geworden ist?

Müller: Die Hilfsmittel, da hat sich viel bewegt, die Rahmenbedingungen sind wesentlich besser geworden, gerade was Mobilität angeht. Die Kehrseite ist vielleicht auch dem Zeitgeist geschuldet: Das Zwischenmenschliche, die Solidarität, die wirklich konkrete Hilfe ist eine Sache, die man eben braucht. Nicht jeder kann alles mit technischen Hilfsmitteln bewerkstelligen, mancher braucht noch etwas mehr Hilfe, und wenn man meint, dass das von anderer Stelle abgefangen wird, dann ist es vielleicht schwieriger in der heutigen Zeit konkrete Hilfe zu erhalten oder wenn man darauf hingewiesen wird: Es gibt doch die und die Möglichkeiten und andere Blinde können das auch, dann ist es vielleicht manchmal schwieriger. Wir leben in einer solidarischen Gemeinschaft, und der christliche Glaube nimmt Rücksicht auf die Schwächeren, der Ausgangspunkt ist da, wo Leute es schwerer haben und benachteiligt sind, das ist ein wesentlicher Ausgangspunkt, ob ich von mir als dem Starken und meinen Bedürfnissen ausgehe, und das gibt es nach wie vor, das ist leider, was ich durch Corona befürchte, dass das durch das distancing immer weniger wahrgenommen wird.

Sträter: Ich würde noch gerne zu der letzten Frage kommen: In dem Buch gibt es eine Stelle, wo ihr Bruder Stefan drei Wünsche frei hat, und da sagt er: Er würde gerne Englisch sprechen und gut singen können, den dritten Wunsch hatte er gerade nicht. Ich dachte mir, dass Sie auch die Möglichkeit haben sollen: Wenn Sie drei Wünsche hätten, fällt Ihnen etwas ein?

Müller: Ja, ich hätte zwei Wünsche. Es ist wie ein Kehrreim, ich bin Christ und eine Orientierung an Jesu Botschaft für das Zusammenleben eine gute und tragfähige Basis ist, insofern würde ich mir wünschen, dass dieser Lebensentwurf von Jesus für mehr Menschen ihn ihrem Alltag attraktiv wäre, dazu gehört auch Gemeinschaft, ich weiß auch um die Fehler und Verletzungen, das ist vielleicht der zweite Wunsch, Barmherzigkeit, dass man mit Dingen, die nicht ganz so gut gingen, fünf grade sein lässt, dass Menschen nicht nur auf den Schwächen auch von vermeintlich Stärkeren rumhauen, das gilt für mich auch für die Politik, ich bin auch ehrenamtlich politisch tätig und kann auch mal eine Bemerkung machen, die nicht ganz so gut ist; dass der Umgang im Alltag barmherziger wird. Der dritte Wunsch ist ein profaner: Ich bin spontan mitten im Schuljahr in die Schule gekommen, damals war es von der Digitalisierung und vom Computer her so, dass meine Ausbildung in der Form noch nicht möglich war, ich habe mehr Schwierigkeiten da mit der Digitalisierung, ich hoffe, dass ich weiter meinen Beruf ausüben kann und die Digitalisierung es nicht noch schwieriger macht und es komplizierter wird. Ich würde gerne in den nächsten 10 Jahren noch mit der Digitalisierung zurechtkommen und nicht an äußeren Hürden scheitern.

Sträter: Das wünsche ich Ihnen auf jeden Fall auch, dass das in Erfüllung geht. Sie haben uns eine spannende Familiengeschichte erzählt, sie wird ja auch zum Glück weitererzählt, etwa in dem Buch von Jutta Hajek, „Siehst du die Grenzen nicht, können Sie dich nicht aufhalten“. Ich fand in dem Gespräch sehr beeindruckend, wie Ihre Familie die Herausforderungen gemeistert hat, und ich hatte so das Gefühl: Der Glaube war ein ganz wichtiger Aspekt und der Zusammenhalt in der Familie, so wie Sie es mit ihrem Bruder erwähnt haben. Von daher: Grüßen Sie Ihre Mutter und Ihren Bruder und ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie alles Gute!

Müller: Vielen Dank für dieses Gespräch, ich wünsche Ihnen alles Gute und – wie es typisch für Religionslehrer ist – Gottes Segen!

Vielen Dank für Ihr Interesse an unserem SICHTBAR-Podcast. Wir stellen dieses Transkript zum Nachlesen unter anderem für Menschen mit einer Höreinschränkung bereit. Sollten Sie Fehler in dem Transkript finden, dann nehmen Sie gerne jederzeit Kontakt mit uns auf.
Vielen Dank!

HörMal Audiodeskription gUG

Lindenthaler Straße 58

04155 Leipzig

www.hoermal-audio.org

sichtbar@hoermal-audio.org